

Francia – Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Bd. 40

2013

DOI: 10.11588/fr.2013.0.40954

---

#### Copyright

Das Digitalisat wird Ihnen von perspectivia.net, der Online-Publikationsplattform der Max Weber Stiftung - Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland, zur Verfügung gestellt. Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

MARTIN WREDE

## DIE HEROISCHE MONARCHIE DER FRÜHEN NEUZEIT\*

Ritter, Feldherren, Schauspieler

Zwei monarchische Untergänge:  
Spa 1918 und Alcácer Quibir 1578

Der Anfang des Themas soll hier vom Ende her gesucht werden bzw. konkret im Ende der deutschen Monarchie und in den Umtrieben, die in den letzten Oktobertagen des Jahres 1918 im Großen Hauptquartier des deutschen Heeres stattfanden, um dieses Ende zu begleiten. Dort, im belgischen Spa, plante man bekanntlich nicht mehr und nicht weniger als den Tod des Obersten Kriegsherrn. Wilhelm II., von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser und König von Preußen, sollte den Heldentod nicht nur suchen, sondern auch finden, durch einen, wie es hieß, zu diesem Zweck zu arrangierenden »kleinen Spezialangriff« an der Westfront. Die Episode ist vielfach diskutiert. Ähnliche Pläne gab es auch in der Marine: Dort meinte man freilich, der Kaiser möge auf dem Flaggschiff der Flotte »kämpfend untergehen«<sup>1</sup>. Nur so sei der monarchische Gedanke wieder zu kräftigen. Darüber hinaus aber wäre so auch der monarchische Amtsinhaber aus dem Weg zu räumen gewesen, der die Abwicklung des Krieges innen- wie außenpolitisch belastete. Dies war in der Tat das Ende: Nicht das physische Ende Wilhelms II. natürlich, der vernünftigerweise solchen Ansinnen gegenüber unzugänglich blieb. Aber doch, und dies eben keineswegs nur, weil der Kaiser sich dem Plan verweigerte, das Ende der deutschen Monarchie und ihrer heroisch stilisierten, militärisch konnotierten Tradition.

Und dieser Bankrott des preußisch-deutschen Heerkaisertums hatte sich abgezeichnet. Propagandaufnahmen eines mit Hindenburg und Ludendorff am Kartentisch die Operationen planenden Kaisers – Wilhelm II. dabei sorgsam in der Mitte arrangiert – wurden weithin als unglaublich angesehen, ebenso wie solche, die »unseren Kaiser im Felde« zeigten, der in Wintermontur die Entbehrungen seiner Soldaten teilte. – Die gefütterte Pickelhaube verhalf dem Bild zu dem schönen Spott-

\* Leicht überarbeiteter, um Fußnoten ergänzter Text meiner Antrittsvorlesung als Privatdozent an der Justus-Liebig-Universität Gießen vom 29. Juni 2010. Der Vortragsstil wurde beibehalten. Für Hinweise – und Warnungen – danke ich Bert Becker (Hongkong) und Friedrich Edelmayr (Wien). – Die Gelegenheit zur Überarbeitung hat im Sommersemester 2011 ein Aufenthalt als Fellow am Alfred-Krupp-Wissenschaftskolleg Greifswald geboten. Kolleg und Stiftung bin ich für diesen Freiraum dankbar und verbunden.

1 Bert BECKER, Georg Michaelis. Preußischer Beamter, Reichskanzler, christlicher Reformier, 1857–1936. Eine Biographie, Paderborn u. a. 2007, S. 540–549; Stephan MALINOWSKI, Vom König zum Führer. Deutscher Adel und Nationalsozialismus, Berlin <sup>2</sup>2004, S. 232–243. Dort jeweils auch weitere Verweise.

namen »das Einhorn«<sup>2</sup>. Man wusste weithin, dass der Kaiser, wie seit jeher, auch auf diesen Aufnahmen nur posierte, dass die Bilder mit der Realität nicht korrespondierten, ja dass sie ihr in drastischer Weise widersprachen. Wilhelm II. war am Ende des Krieges als Person diskreditiert und mit der Person war es allerdings auch das Amt. Nicht zuletzt das heroische Kapital der Monarchie war verbraucht, die entsprechende Inszenierung gescheitert. Nur das militärisch zweckfreie Selbstopfer des Monarchen schien geeignet, um Dynastie und Monarchie Ansehen erhalten bzw. zurückgewinnen zu können<sup>3</sup>.

Um in der neueren europäischen Geschichte ein auch nur scheinbar göltiges Beispiel für einen König zu finden, der den Tod auf dem Schlachtfeld wirklich gesucht hätte, muss man weit zurückgehen: Nämlich bis ins Jahr 1578, als im marokkanischen Alcácer Quibir (El-Ksar-el-Kibir) der König von Portugal, Sebastian I., ums Leben kam. Könige, die im Kampf gefallen waren, gab es in der Frühen Neuzeit natürlich noch öfter und anderwärts: Gustav Adolf von Schweden 1632 bei Lützen, Karl XII. 1718 vor Frederikshald, zu denken ist auch an Ludwig II. von Ungarn 1526 bei Mohács. Doch dies waren »Unglücksfälle« gewesen, geschuldet dem feldherrlichen Berufsrisiko. Auch etliche andere Monarchen hatten sich solchem Risiko bewusst ausgesetzt, nicht allein, aber eben gerade auch Friedrich der Große, an den die Offiziere im Großen Hauptquartier zu Spa wohl noch am ehesten dachten – und an dessen Bekundungen, die diversen Unglücke des Siebenjährigen Krieges nicht überleben zu wollen<sup>4</sup>.

Sebastian von Portugal hingegen, so will es zumindest eine der an das Ereignis geknüpften Erzähltraditionen, hatte den Tod gesucht – allerdings nicht planvoll, sondern verzweifelt, in der Hitze des verlorenen Gefechts. Der junge, ritterromantisch bewegte König war als Kreuzfahrer nach Marokko gezogen: Mit überaus hehren Motiven, aber doch viel zu geringen Ressourcen. Die genannte Schlacht von Alcácer Quibir geriet infolgedessen zum Debakel, und der König, so die Legende, entschloss sich, dieses nicht zu überleben. Es sei, habe er gerufen, »seine königliche Freiheit, sein Leben zu verlieren«. Er wähle »den Ausweg in den Himmel, wenn seine Sünden ihn zuließen«<sup>5</sup>. Die Aussprüche allerdings konnte niemand verbürgen – es existierten im Übrigen auch andere Versionen des Geschehens<sup>6</sup> – und dass Sebastian dann tatsächlich fiel, konnte niemand bezeugen. Oder zumindest fand sich niemand, der

2 John C.G. RÖHL, Wilhelm II. Der Weg in den Abgrund, 1900–1941, München 2008, S. 1206f.

3 Zu Diskreditierung und Dysfunktionalisierung des Kaisers *ibid.*, S. 1200–1208, 1235–1245.

4 Johannes KUNISCH, Friedrich der Große. Der König und seine Zeit, München 2004, S. 373f., 404f.

5 Zeitnah zum Ereignis vgl. Juan DE BAENA PARADA, Epitome de la vida, y hechos de Don Sebastian dezimo sexto Rey de Portugal [...], Madrid 1592, hier S. 118 (Übers. der Zitate von M. Wrede).

6 Eine nüchternere, noch etwas zeitnähere Version vom Ende Sebastians vgl. bei André THEVET, Pourtraits et vies des hommes illustres, Bd. 2, Paris 1584, fol. 469–472, hier fol. 472. Der König sei von einem Teil seines Heers feige verlassen worden, habe mit wenigen Getreuen wahre Wunder an Tapferkeit verrichtet, sich jedoch schließlich der Übermacht ergeben müssen bzw. wollen. Die zu diesem Zweck an eine Lanzenspitze gesteckte weiße Fahne sei freilich von den gegnerischen Arabern missverstanden und für ein Signal an andere Teile des portugiesischen Heeres gehalten worden: »Pourtant luy courent ils sus de toutes part, tellement qu'ils le tuerent en la place.«

das hätte tun wollen. Denn den König nicht verteidigt, sein Ende mit angesehen und selbst überlebt zu haben, um dann hinterher davon zu berichten – dergleichen wäre für jeden aufrechten *caballero* eine Schande gewesen. So Luis Cabrera de Córdoba, der Hofhistoriograph Philipps III. von Spanien, 1619<sup>7</sup>.

Derlei noble Skrupel mussten die Generalstäbler in Spa nicht mehr haben. Zwischen diesen beiden Untergängen liegen ganz offensichtlich Welten. Sebastian I. fiel als politisch vielleicht törichter, aber habituell sicher den Normen seiner Zeit entsprechender christlicher Ritter, Wilhelm II. lebte und überlebte als Militärschauspieler. Doch die Unterschiede gehen darüber weit hinaus: Natürlich hatte man es 1918 mit einem Herrscher zu tun, der, seit langem erkennbar und diesmal für ihn zum Glück, das heldische Fach nicht ausfüllte. Daneben aber walteten in seiner Umgebung kalte Berechnung und ein gleichfalls recht kühles Pathos bzw. der Glaube an dessen Wirksamkeit – ein Glaube, den freilich der Kaiser selbst offenbar nicht unbedingt teilte. Tatsächlich stand diese Planung des heroischen Herrschertodes im Grunde näher am Herrschermord als an einem auf den Herrscher bezogenen Heroenkult. Und dass das schließlich gewählte, vom Generalissimus Hindenburg herbeigeführte Alternativszenario des »Übertritts«, d.h. der Flucht Wilhelms II. nach Holland den Monarchen in den Ruch der Feigheit brachte, kam in seinen Auswirkungen einem Attentat gleich, das zumindest politisch nicht minder tödlich war<sup>8</sup>.

Wichtiger aber als die genauen Umstände im finalen Scheitern des letzten deutschen Kaisers und der preußischen Militärmonarchie sind freilich die Veränderungen, die jenes heldische Fach, in dem die Monarchen agierten, zwischen 1578 und 1918 ganz grundsätzlich erfuhr und damit auch die Wandlungen der Rolle des Monarchen selbst. Hierum, um Sinn und Sinnentleerung, Grundlegung und Veränderungen dieses 1918 nicht nur, aber gerade in Deutschland an ein unrühmliches Ende gelangten monarchischen Heroenkultes soll es im Folgenden gehen. Das Thema ist dabei ein genuin frühneuzeitliches: Die Frühe Neuzeit zeigte, öffentlichkeitswirksam, den heroischen Monarchen im vollen Glanz seines Ruhmes: als Ritter, als königlichen Feld- bzw. als Kriegsherrn – oder aber vielmehr, so lässt es sich in mehr als einem Fall interpretieren, als gekrönten Schlachtenbummler, Militärschauspieler, dessen Heldentaten sorgsam inszeniert wurden. Das Spannungsverhältnis zwischen diesen beiden Polen soll im Folgenden vermessen werden. Die Frage lautet dabei: Wieviel Heroismus brauchte ein frühneuzeitlicher Monarch und wieviel eigene militärische Expertise beziehungsweise feldherrliches Talent? Und wieviel davon brauchte und vertrug die Monarchie? Die Antworten, die die Frühe Neuzeit selbst hierauf gab, konnten durchaus unterschiedlich ausfallen<sup>9</sup>.

7 Luis CABRERA DE CÓRDOBA, Felipe Secundo, Rey de Espana, Madrid 1619, S. 999. Vgl. Malyn NEWITT, The Portuguese Nobility and the Rise and Decline of Portuguese Military Power, 1400–1650, in: D.J.B. TRIM (Hg.), The Chivalric Ethos and the Development of Military Professionalism, Leiden u.a. 2003, S. 89–116, hier S. 108f.

8 Wolfram PYTA, Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler, München 2007, S. 361–379.

9 Zum Themenfeld vgl. demnächst auch Martin WREDE (Hg.), Heroische Monarchie? Ritterliches Erbe und militärische Herausforderung des europäischen Königtums, 15.–19. Jahrhundert (erscheint München 2013).

## Die gekrönten Ritter der Renaissance

Sebastian I. war in vieler Hinsicht typisch für die gekrönten Ritter der Renaissance: Er begann jung – endete dann allerdings auch jung –, er war orientiert sowohl an literarischen Vorbildern wie auch an denen heldenhafter Ahnen. Sein Bestreben war es, die Macht seiner Krone zu erweitern, noch mehr aber wohl, persönlichen Ruhm zu erwerben, dafür gezielt auch persönlich die Gefahr zu suchen. Getragen wurde dies von einem beträchtlichen religiösen Motivationsüberschuss<sup>10</sup>. Nicht viel anders, aber eben natürlich viel glücklicher, hatte auch Karl V. begonnen, der in diesem Geiste dann 1535 immerhin Tunis eroberte. Das Ethos des christlichen Ritters war auch für den Kaiser prinzipiell handlungsleitend gewesen – ein wichtiger Teil seines burgundischen, auf Philipp den Guten, den Gründer des Vliesordens, zurückgehenden Erbes<sup>11</sup>.

Das Rittertum der Renaissance kam also ohne religiöse Fundierung nicht aus, und für das Rittertum der Könige galt das in besonderem Maße. Heroismus hatte bis auf Weiteres immer auch einen sakralen Aspekt (oder wollte ihn haben), den des Kampfes für Kirche und Glauben. Auch dies zeigen besonders die königlichen »Schlachtopfer«<sup>12</sup>. Der ritterliche König hatte freigiebig zu sein und das hieß, freigiebig, leichtfertig notfalls auch das eigene Leben aufs Spiel zu setzen – allerdings eben nicht leichtfertig. Sich nach tapferem Kampf zu ergeben, war bei Pavia für Franz I. ebenso wenig ehrenrührig, wie es dies bei Poitiers für Johann II. gewesen war oder für ihre Begleiter<sup>13</sup>. Starb aber ein Ritter in den Waffen, und war dies kein unzeitiger Tod in frühem Alter, so sah man ihn an als die adäquate Erfüllung einer ruhmreichen Laufbahn. So war es bei den großen »Kapitänen« der französischen Italienzüge, Bayard, La Palice, La Tremoille<sup>14</sup>. Und so verfuhr zumindest die französische Rezeption auch noch mit Gustav Adolf von Schweden<sup>15</sup>. Ein jugendlicher Heldentod ließ sich in angemessener Weise rhetorisch verklären, blieb aber ein Tod zur Unzeit und wurde als solcher beklagt<sup>16</sup>.

Für Könige, die in den Waffen fielen, trat eine andere, eine sakrale Dimension hinzu: Das galt sowohl für Ludwig II. von Ungarn 1527, wie für Sebastian I. von Portugal 1578 und auch noch, in besonderer Form, für Gustav II. Adolf 1632. Diese Kö-

10 Jean-François LABOURDETTE, *Histoire du Portugal*, Paris 2000, S. 210–217.

11 Hugo SOLY (Hg.), *Karl V. und seine Zeit, 1500–1558*, Köln 2000. Siehe hierin bes. die Einleitung des Herausgebers, S. 11–25, hier S. 23f., sowie den Beitrag von Mía J. RODRÍGUEZ-SALGADO, *Karl V. und die Dynastie*, S. 27–111. Siehe gleichfalls Heinz DUCHHARDT, *Das Tunisunternehmen Karls V. 1535*, in: *Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs* 37 (1984), S. 35–72.

12 Joël CORNETTE, *Le Roi de guerre. Essai sur la souveraineté dans la France du Grand Siècle*, Paris 2000, S. 182–184, 302–306.

13 Jean-Marie LE GALL, *Autopsie d'une figure de la défaite. Le roi-prisonnier ou les embarras du vainqueur, François I<sup>er</sup> après Pavie*, in: *Hypothèses* 2007, S. 297–314, sowie künftig DERS., *Le roi-chevalier à l'épreuve de la défaite. François I<sup>er</sup> durant l'année de Pavie*, in: WREDE, *Heroische Monarchie* (wie Anm. 9).

14 CORNETTE, *Roi de guerre* (wie Anm. 12), S. 297–299, 307f.; André CORVISIER, *La mort du soldat depuis le Moyen Âge*, in: *Revue historique* 99 (1975), S. 3–30.

15 CORNETTE, *Roi de guerre* (wie Anm. 12), S. 183.

16 Martin WREDE, *Ohne Furcht und Tadel. Für König und Vaterland. Frühneuzeitlicher Hochadel zwischen Familienehre, Ritterideal und Fürstendienst*. *Ostfildern* 2012, S. 46–50.

nigsopfer besaßen neben dem heroischen Aspekt auch den eines Aktes der Buße. Diese Könige nahmen in ihrem heroischen Tod – für den jeweils »wahren Glauben« – die Sünden ihrer Länder auf sich<sup>17</sup>.

Einer der notorischen Rois-Chevaliers der Epoche, Franz I. von Frankreich, machte jedoch deutlich, dass man es mit dem religiösen Impetus oder zumindest mit dem kreuzfahrerischen, auch nicht gerade übertreiben musste. Er, Nachfolger Ludwigs des Heiligen, Roi Très-Chrétien, verbündete sich zeitweise mit dem Sultan wie mit den nordafrikanischen Barbaresken-Fürsten<sup>18</sup>. Seine Selbststilisierung beeinträchtigte dies selbstverständlich in keiner Weise<sup>19</sup>. Und auch Karls V. Tunisunternehmen fand ja erst anderthalb Jahrzehnte nach seiner Kaiserwahl statt. Man könnte also konstatieren, dass auch Karl V. das burgundische Erbe und dessen Kreuzzugsauftrag jedenfalls nicht in einem sebastianischen Übermaß verinnerlicht hatte. Doch auch Herzog Philipp der Gute, der Gründer des Vliesordens, war ja zu seiner Zeit letztlich bereits genauso verfahren. Sein Kreuzzugsprojekt war immer wieder an den Realitäten gescheitert<sup>20</sup>. Werner Paravicini hat einmal die Frage formuliert, was denn überhaupt »spezifisch burgundisch« gewesen sei. Letztlich blieb wohl, das war zumindest die Meinung der habsburgischen Nachfolger, nur die besondere *largesse*, die vom Reichtum des Landes genährte prunkvolle Großzügigkeit von Hof und Herrscher, die *raffinement* und *splendeur* erst ermöglichte<sup>21</sup>.

Denn zu dieser prunkvollen, verfeinerten Großzügigkeit gehörte eben auch, dass der Fürst über ein gewisses Maß solcher Verfeinerung verfügte, das hieß: an Gelehrsamkeit und an Wertschätzung für die Künste. Natürlich war auch das keineswegs exklusiv burgundisch, sondern nur in besonderer Weise ausgeprägt. Franz I., auf seine Art auch ein Erbe der Burgunder, machte sich die auf Johannes von Salisbury zurückgehende Devise zu eigen, ein ungebildeter König sei nichts anderes als ein gekrönter Esel. Der wirklich ritterliche König musste also *prince guerrier* sein und zugleich *sage chevalier*, wie die Kennworte lauteten<sup>22</sup>.

Die mittelalterliche Kraftkultur des Adels wurde damit verabschiedet, aber sie ragte natürlich dennoch weit in die Neuzeit hinein. Renaissance-Rittertum oder auch noch Barock-Chevalerie blieben Kulturen des Performativen. Körperlichkeit, kör-

17 CORNETTE, Roi de guerre (wie Anm. 12), S. 292–303.

18 Robert J. KNECHT, Un prince de la Renaissance. François I<sup>er</sup> et son royaume. Paris 1998 (engl. Orig.: Renaissance Warrior and Patron. The Reign of Francis I, Cambridge 1994), S. 293 f., 297 f., 331 u. 486. Text des Bündnisvertrages von 1535 in: Treaties between Turkey and Foreign Powers, 1535–1855. Compiled by the Librarian and Keeper of the Papers, Foreign Office, London 1855, S. 170–174.

19 KNECHT, Un prince de la Renaissance (wie Anm. 18), S. 411–474; Anne-Marie LECOQ, François I<sup>er</sup> imaginaire. Symbolique et politique à l'aube de la Renaissance française, Paris 1987.

20 Heribert MÜLLER, Kreuzzugspläne und Kreuzzugspolitik des Herzogs Philipp des Guten von Burgund, Göttingen 1993, bes. S. 13–17, 119–126.

21 Werner PARAVICINI, The Court of the Dukes of Burgundy. A Model for Europe? in: Ronald G. ASCH (Hg.), Princes, Patronage and the Nobility. London 1991, S. 69–102, hier: S. 86; WREDE, Ohne Furcht und Tadel (wie Anm. 16), S. 252.

22 Robert J. KNECHT, François I<sup>er</sup> et le Miroir des princes, in: Ran HALÉVI (Hg.), Le savoir du prince. Du Moyen Âge aux Lumières, Paris 2002, S. 81–110. Vgl. Alain BOUREAU, Le prince médiéval et la science politique, ibid., S. 25–50, sowie LECOQ, François I<sup>er</sup> (wie Anm. 19), S. 64 f.

perliche Leistungsfähigkeit, *prestance*, waren weiterhin wichtige Attribute nicht nur des Adels, sondern auch des Herrschers<sup>23</sup>.

Für Heinrich II. von Frankreich etwa, den Sohn und Nachfolger Franz' I., geht in den einschlägigen Lebensbeschreibungen stets die »Schönheit«, die gute eindrucksvolle Haltung, seine Erscheinung allen anderen unzweifelhaften Qualitäten voran<sup>24</sup>. War, in anderen Fällen, die Schönheit nicht gar so ausgeprägt und eher das Gegenteil der Fall, wick man aus auf die körperliche »Geschicklichkeit und auf die Majestät des Augen-Blicks«<sup>25</sup>.

Mit dem genannten Heinrich II. von Frankreich allerdings sind wir natürlich bereits an einem Grenzfall. Auch dieser König starb 1559 in den Waffen. Doch waren es natürlich Turnierwaffen. Heinrich war bei einem Turnier im Rahmen der Hochzeitsfeierlichkeiten seiner Tochter Elisabeth noch ein drittes Mal gegen den Gardkapitän Montgomery geritten. Und dieser letzte Waffengang des Tages verlief für den König, der eigentlich als Meister des Faches galt, tödlich. Ein sakrales Moment wohnte diesem Ende nicht inne; ein nachhaltig heroisierbares auch nur sehr eingeschränkt. Denn unter dem Eindruck des Ereignisses nahm die schon länger geführte Debatte, ob es einem Monarchen anstehe, sein Leben im Turnier aufs Spiel zu setzen, bald eine eindeutige Richtung. Die Frage wurde verneint, einen Turnierzweikampf mit scharfen Waffen sollte kein König mehr führen<sup>26</sup>.

Freilich waren turnierende Könige nicht unbedingt törichte Könige gewesen. Dem Prinzip, dass auch der Monarch bei derlei tendenziell gefährlichen Gelegenheiten mittat, lag ein rationales Prinzip der Herrschaftsstabilisierung zugrunde: Es galt die Souveränität über den Adel zu stützen durch Fraternität mit dem Adel – bzw. durch deren Zurschaustellung. Der Gedanke der Gemeinschaft, der Brüderlichkeit, motivierte die Gründung der verschiedenen höfischen Ritterorden, bestimmte ihre soziale Praxis. Und er findet sich ebenso in den Turnieren der höfischen Feste. Der Fürst reihte sich also einerseits ein in die Schar seiner Ritter, andererseits beanspruchte er deren Führung. Und idealerweise versuchte er diesen Anspruch auch durch Taten einzulösen. Heinrich II. wurde das allerdings zum Verhängnis<sup>27</sup>.

23 WREDE, Ohne Furcht und Tadel (wie Anm. 16), S. 318–331.

24 Petrus PASCHALUS, Henrici II Galliarum Regis Eulogium [...]. Éloge de Henri II de France, Paris 1560, S. 9. Zu Heinrich II. vgl. Ivan CLOULAS, Henri II, Paris 1985, S. 9, 60, 236f.

25 Vgl. Étienne JOLLET, L'œil du prince. Le regard dans les portraits royaux par Jean et François Clouet, in: Thomas GAETGENS, Nicole HOCHNER (Hg.), L'image du roi de François I<sup>er</sup> à Louis XIV, Paris 2006, S. 343–358. Zur verbalen Einkleidung der wenig vorteilhaften, »geradezu häßlichen« Erscheinung (K.O. von Aretin) Leopolds I., dem Ausweichen auf Blick und Geschick siehe Eucharius Gottlieb RINCK, Leopolds des Grossen Römischen Kayzers wunderwürdiges Leben und Thaten [...], 4 Tle. in 2 Bdn., Cölln 1713, hier: Bd. 1, S. 133. Hierzu auch unten, Anm. 34.

26 Zu den Modifikationen des Turniers im 16. und 17. Jahrhundert siehe WREDE, Ohne Furcht und Tadel (wie Anm. 16), S. 318–371.

27 Ibid. S. 318–322, 354–361, 369–371.

## Nicht-heroische Inszenierungen der Monarchie

Es war nun freilich nicht unbedingt das tragische Ende Heinrichs II., das zuerst die französische, dann die englische Monarchie zum wiederum gewagten Experiment einer prononciert nicht-heroischen Inszenierung führte. Die Gründe lagen eher in den Umwälzungen der Reformation, den dadurch bedingten oder akzentuierten gesellschaftlichen und politischen Krisen. Doch der Turniertod Heinrichs II. trug das seine bei zur Verschärfung der Lage: Seine Söhne, die einer nach dem anderen nach ihm den Thron bestiegen, wurden nämlich von Turnierübungen aus gegebenem Anlass gezielt ferngehalten – und also auch von der daraus rührenden Gemeinschaft mit dem Adel. Die aber hätten sie gut gebrauchen können<sup>28</sup>.

Besonders König Heinrich III., der 1574 als letzter dieser Söhne den Thron bestieg, war sich der inzwischen von den französischen Religionskriegen bewirkten grundsätzlichen Krise der Monarchie bewusst. Ihre Autorität war im Bürgerkrieg versunken. Aus Sicht Heinrichs III. freilich war das Legitimitätsdefizit der Krone zunächst ein sakrales. Und er versuchte, dies zu heilen durch eine besonders spirituelle, mystische Inszenierung des Königtums. Das heroische Fach, für das er durchaus Voraussetzungen mitbrachte, ließ er bewusst hinter sich. Die daraus rührende Unzufriedenheit ignorierte er. Das Moment der Gemeinschaftsstiftung innerhalb der Elite versuchte er durch die Begründung des Ritterordens vom Heiligen Geist aufzufangen. Das alles misslang. Heinrich III. galt und gilt bis heute als ein unfähiger, weibischer, spirituell verirrter Monarch, der den Reichtum der Krone an seine Gespielen verschenkte und weder mit den katholischen Ultras fertig wurde noch mit den Protestanten. 1589 ermordete ihn ein Dominikanermönch. Sein Nachfolger, der erste Bourbonne, Heinrich IV., tat dann einiges, um die an den verstorbenen Vetter geheftete »Schwarze Legende« zu erhalten<sup>29</sup>.

Etwas mehr Erfolg hatte an der Spitze der englischen Monarchie König Karl I. Zwar kam auch er bekanntlich nicht mit dem Leben davon, doch blieb immerhin sein Nachruhm intakt. In England hatte sich noch Heinrich VIII. als typischer ritterlicher Renaissance-Monarch inszeniert. Elisabeth I. hatte diese Linie in weiblicher Akzentuierung fortgeschrieben. Sie trat auf als unerreichbares weibliches Ideal aller Ritter, *gloriana regina* bzw. als Heldin, auch Glaubensheldin, ganz eigener Art<sup>30</sup>. Ihr Nachfolger Jakob I. wollte und konnte daran nicht anknüpfen. Irgendwelche heroische Eignung besaß er nicht und seine weitentwickelte intellektuelle Überzeugung ließ ihn das monarchische Ideal eher als Friedefürst definieren<sup>31</sup>.

28 Laurent BOURQUIN, *Les défis des guerres de Religion, 1559–1610*, in: Joël CORNETTE (Hg.), *La Monarchie entre Renaissance et Révolution, 1515–1792*. Paris 2000, S. 63–134. Vgl. demnächst Nicolas LE ROUX, *L'impossible héroïsme des derniers Valois*, in: WREDE, *Heroische Monarchie* (wie Anm. 9).

29 Nicolas LE ROUX, *Un régicide au nom de Dieu. L'assassinat d'Henri III, 1<sup>er</sup> août 1589*, Paris 2006; DERS., *La mort d'un roi, la fin d'une dynastie. Le double assassinat d'Henri III*, in: Martin WREDE, HORST CARL (Hg.), *Zwischen Schande und Ehre. Erinnerungsbrüche und die Kontinuität des Hauses. Legitimationsmuster und Traditionsverständnis des frühneuzeitlichen Adels in Umbruch und Krise*, Mainz 2007, S. 425–444.

30 Kevin SHARPE, *Selling the Tudor Monarchy. Authority and Image in Sixteenth-Century England*, New Haven, London 2009, S. 84, 115, 131 u. bes. 158f.

31 Ronald G. ASCH, *Jakob I., 1566–1625. König von England und Schottland. Herrscher des Frie-*



Sein Sohn und Nachfolger, Karl I., folgte dieser Linie, präsentierte sich als feinsinniger Aristokrat wie als Symbol von Ordnung, Frieden und Recht. Die Krise und Katastrophe seiner Herrschaft rührte nun zum einen daraus, dass er eine deutlich kriegereischere Politik verfolgte als sein Vater, freilich ohne dazu die Mittel zu haben. Denn die englische Nation mochte von ihm durchaus erwarten, dass er eine glaubensgestützte aggressive Außenpolitik gegenüber Spaniern und Franzosen verfolgte – zu entsprechender »Steuerfreudigkeit« und Bereitschaft, dem König die notwendigen Machtmittel hierfür auch zur Verfügung zu stellen, führte dies nicht. Es tat dies umso weniger, als Teile der Elite, die nicht ohne Grund so genannte »hotter sort of protestants« – den König ohnehin kryptokatholischer Neigungen verdächtigte. Der politische Konflikt Karls mit dem Parlament hatte so von Anfang an auch eine religiöse Dimension<sup>32</sup>. Im Endeffekt führte dies dazu, dass die Definition der Monarchie *iure divinum*, gegen eine Definition als den Landesgesetzen unterworfenen Magistratur stand – eine Magistratur, deren Inhaber nach diesen Landesgesetzen für Fehlverhalten zur Verantwortung zu ziehen und dann sogar hinzurichten war. Immerhin erfuhr Karl eine beachtliche Nachkarriere: Als Märtyrer der 1660 restaurierten Monarchie und als (de facto) Heiliger der anglikanischen Kirche<sup>33</sup>.

Sehr viel weniger angreifbar war demgegenüber die zunächst überwiegend nicht-heroische Selbstdarstellung Kaiser Leopolds I., denn hieran knüpften sich keine Zweifel der Untertanen an des Kaisers rechten Glauben. Auch Leopold, der »unmilitärischste Herrscher seiner Epoche« und möglicherweise auch der unansehnlichste, stellte seine Repräsentationsstrategie zunächst darauf ab, als Garant von Frieden und Ordnung aufzutreten. Dem entsprach eine vorsichtige, ausgleichende Politik. Etwas anderes ließen die Ordnung von 1648 bzw. die beschränkten Kräfte der kaiserlichen Erblande auch gar nicht zu<sup>34</sup>.

Ein heroisches Defizit entstand daraus nur kurzfristig, als der ungarische Adel sich von dem aus seiner Sicht timiden, zu sehr nach Westen orientierten und zu wenig mit der Rückeroberung Ungarns beschäftigten Kaiser abwandte. Dieser Rebellion brach Leopold allerdings rasch und entschlossen das Genick – und zwar im wörtlichen Sinne: Die Rädelsführer wanderten aufs Schafott. Und spätestens nach 1683 hatte dann auch der ungarische Adel genug Gelegenheit zur Profilierung im heldischen Fach<sup>35</sup>.

dens im Zeitalter der Religionskriege, Stuttgart 2005.

- 32 Andreas PEČAR, Macht der Schrift. Politischer Biblizismus in Schottland und England zwischen Reformation und Bürgerkrieg, 1534–1642, München 2011, S. 29–123. Siehe dort auch die Verweise auf die neuere englische Forschung. Speziell zum Terminus »hotter sort« Patrick COLLINSON, The Elizabethan Puritan Movement, Oxford 1967, S. 27.
- 33 Dazu demnächst Martin WREDE, Königsmord – Tyrannentod. Wie man sich der drei Körper des Königs entledigt oder es zumindest versucht, erscheint in: Historisches Jahrbuch 133 (2013) (im Druck).
- 34 Maria GOLOUBEVA, The Glorification of Emperor Leopold I in Image, Spectacle and Text, Mainz 2000, S. 85–120; Karl Otmar VON ARETIN, Das Alte Reich, 1648–1806, Bd. 1, Stuttgart 1993, S. 195f. (Zitat).
- 35 István HILLER, Ungarn als Grenzland des christlichen Europa, in: Ronald G. ASCH, Martin WREDE (Hg), Frieden und Krieg in der Frühen Neuzeit. Die europäische Staatenordnung und die außereuropäische Welt, München 2001, S. 567–576; Martin WREDE, Das Reich und seine Feinde. Politische Feindbilder in der reichspatriotischen Publizistik zwischen Westfälischem Frieden und Siebenjährigem Krieg. Mainz 2004, S. 127–129.

Ebensowenig allerdings, wie heroische Momente in Leopolds Selbststilisierung vor 1683 gänzlich abwesend gewesen wären, nahmen sie nach 1683 überhand. Zwar gab es nun in nicht mehr geringer Zahl Darstellungen des Kaisers als Triumphator über Türken und Franzosen, doch zum *empereur connétable* ließ sich Leopold nicht hochschreiben oder -malen<sup>36</sup>. Ein naher französischer Verwandter handhabte dies derweil ganz anders.

### Echte und imaginierte »rois connétables«

Ludwig XIV. stand in einer großen, aber gebrochenen Tradition. Die sakrale ebenso wie die heroische Tradition der französischen Monarchie waren gebrochen durch die Religionskriege. Und gebrochen war natürlich auch die dynastische Tradition durch das Aussterben der Valois, 1589. Heinrich IV., der erste Bourbonenkönig, war ein durch eine ganz unwahrscheinliche Todes- und Ereignisfolge auf den Thron gelangter *grand*: Ein Magnat unter anderen, allerdings eben mit einem Tropfen königlichen Blutes in den Adern<sup>37</sup>. Er unternahm nun sowohl eine Re-Heroisierung der Monarchie wie auch eine Re-Sakralisierung. Und beide Wege standen im Zeichen des Herkules. Der antike Held avancierte zum Leitmotiv der königlichen Selbstdarstellung<sup>38</sup>.

Heinrich und Herkules standen zunächst für ein neostoizistisch inspiriertes Königtum der Tat, das sich sonst besonders im protestantischen Europa findet. Heinrich, dessen Sakralität zunächst ebenso zweifelhaft war wie sein Erbrecht, wollte und musste ein aktiver Herrscher im Vordergrund der Bühne sein, kein entrückter *roi caché*. Und zu diesem Tatkönigtum gehörte zwingend die Kriegführung in eigener Person. Das fiel ihm leicht, denn es entsprach seinem Temperament wie seiner Herkunft. Heinrich war ja weniger *roi connétable* als vielmehr Parteiführer, der den Thron gewonnen hatte, der erst Feldherr gewesen war und dann König wurde. Und zu seinem Tatkönigtum gehörte dann allerdings auch etwas, was man als »politics of promiscuity« bezeichnet hat, nämlich die mäßig verschlüsselte Darstellung auch seiner sexuellen Potenz. Nicht zuletzt dieser Aspekt von Virilität hatte Heinrich III. gefehlt. Die Inszenierung des Gegenbildes war weder Zufall noch Nachteil<sup>39</sup>.

Die Re-Sakralisierung stand nicht im Zeichen Herkules des Helden, sondern Herkules des Dulders. Glaubt man Denis Crouzet, nahm dieser Aspekt der Inszenierung die Ermordung des Königs bereits vorweg und integrierte sie in den neuen Entwurf der Monarchie. Das besitzt insofern eine gewisse Plausibilität, als die

36 Martin WREDE, Türkenkrieger – Türkensieger. Leopold I. und Ludwig XIV. als Ritter und Retter der Christenheit, in: Christoph KAMPMANN u.a. (Hg.), Bourbon, Habsburg, Oranien. Konkurrierende Modelle im dynastischen Europa um 1700, Köln u.a. 2008, S. 149–156.

37 Jean-Marie CONSTANT, Henri IV. Roi d’aventure, Paris 2010, S. 101–173; Edmund H. DICKERMAN, Anita M. WALKER, The Politics of Honour. Henri IV and the Duke of Bouillon, in: French History 14 (2000), S. 383–407.

38 Edmund H. DICKERMAN, Anita M. WALKER, The Choice of Hercules. Henry IV as a Hero, in: The Historical Journal 39 (1996), S. 315–337; Denis CROUZET, Les fondements idéologiques de la royauté d’Henri IV, in: Jacques PÉROT, Pierre TUCOO-CHALA (Hg.), Henri IV. Le roi et la reconstruction du royaume, Pau 1990, S. 165–194.

39 Katherine B. CRAWFORD, The Politics of Promiscuity. Masculinity and Heroic Representation at the Court of Henry IV, in: French Historical Studies 26 (2003), S. 225–252.

Regierungszeit Heinrichs IV. von wiederholten Anschlägen auf das Leben des Königs geprägt war, man also mit dem Ausgang von 1610 jederzeit zu rechnen hatte<sup>40</sup>. Freilich war Herkules auch bei anderen Herrschern und Dynastien in seinen zwei Aspekten überaus beliebt, er stellte also keine wirklich originelle Wahl dar<sup>41</sup>. Der Re-Sakralisierung des französischen Thrones entsprach aber auch der neu angeschobene Kult des Heiligen Ludwig, König Ludwigs IX., von dem jener Tropfen königlichen Blutes stammte, der den Bourbonen die Königswürde eingebracht hatte. Und der Re-Sakralisierung entsprach natürlich eine zunächst noch verhaltene, nach Heinrich IV. dann immer deutlicher gegenreformatorisch geprägte innere Politik<sup>42</sup>.

Die Frage, ob von der wiedergewonnenen oder wiederbeanspruchten Sakralität der Bourbonen bei den Untertanen viel »ankam«, muss man wohl eher mit Skepsis beantworten, wie Jens-Ivo Engels gezeigt hat<sup>43</sup>. Daran, dass das heroische Moment »ankam«, kann es demgegenüber wenig Zweifel geben, zumindest nicht in den Eliten. Die kriegerische Politik Heinrichs IV., Ludwigs XIII. und vor allem dann Ludwigs XIV. beschäftigte den französischen Adel und befriedigte seine heroischen Impulse. Die Bereitwilligkeit des Adels, in der Armee des Königs zu dienen, ist einerseits erklärt worden mit materieller Notwendigkeit<sup>44</sup>. Sicher nicht falsch, doch als alleiniger Grund kann dies nicht gelten: Zu gering war der materielle Gewinn des Dienstes in den Waffen – falls es denn überhaupt einen gab. Und die immateriellen Gründe liegen daneben ja auf der Hand: Die agonale, bellizistische Disposition des Adels wurde bedient und seine zunehmend von der Krone bestimmte Legitimation bestärkt<sup>45</sup>. Schon seit der Renaissance definierte sich der Adel zunehmend durch die ihm zuteil werdenden königlichen »Gnaden«. Blieben sie aus, rebellierte man<sup>46</sup>. Oder jedenfalls tat man das bis zum Ende der Fronde, des letzten französischen Bürgerkrieges, 1653. Nun hatten die Frondeure sich zum Teil entworfen und gegeben als im Leben die Literatur nachahmende Romanhelden<sup>47</sup>. Wer mit Rittern und Helden aufwuchs, d.h. den Erzählungen davon, der verinnerlichte ihre Werte und Ideale. Nichts anderes taten die Offiziere Ludwigs XIV., nur eben jetzt im Dienste des Königs. Das war auch die attraktivere Option und zwar umso mehr, als nach 1661 der Störfaktor des allmächtigen Favoriten wegfiel. Der König regierte nun selbst, und er stellte sich auch selbst an die Spitze seiner Armee. Das entsprach seinen Vorstellun-

40 CROUZET, *Les fondements* (wie Anm. 38), S. 188–191.

41 Guido BRUCK, Habsburger als ›Herculier‹, in: *Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen in Wien* 50 (1953), S. 191–198.

42 Eric NELSON, *The Jesuits and the Monarchy. Catholic Reform and Political Authority in France, 1590–1615*, Aldershot 2005.

43 Jens-Ivo ENGELS, *Königsbilder. Sprechen, Singen und Schreiben über den französischen König in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts*, Bonn 2000, S. 268.

44 Guy ROWLANDS, *The Dynastic State and the Army under Louis XIV. Royal Service and Private Interest*, Cambridge 2002, S. 153–266.

45 Hervé DRÉVILLON, *L'impôt du sang. Le métier des armes sous Louis XIV*, Paris 2005, S. 217–315.

46 Arlette JOUANNA, *Le devoir de révolte. La noblesse française et la gestation de l'État moderne, 1559–1661*, Paris 1989.

47 Alexander RUBEL, *Eine Frage der Ehre. Die Fronde im Spannungsfeld von Adelsethos und Literatur*, in: *Francia* 32/2 (2005), S. 31–58; DRÉVILLON, *Impôt du sang* (wie Anm. 45), S. 321–351.

gen wie auch denen des Adels. Man diene gerne unter dem König, oder man gab sich zumindest gern diesen Anschein<sup>48</sup>.

Der Platz an der Spitze der Armee jedoch hatte seine Gefahren. Ludwig XIV. besaß Geschmack am Militärischen, aber er war kein Soldat. Und er war auch kein Feldherr. Er begab sich zu seinen Truppen, weniger, um sie zu führen, als vielmehr, um sie zu »inspirieren«. Er war in die Diskussionen und Entscheidungen seiner Marschälle involviert, aber er übernahm keine operative Verantwortung. Die von ihm »geleiteten« Belagerungen waren im Grunde opulente, aber auch sterile Veranstaltungen von vorhersehbarem Ausgang, Schauspiele – nicht Schlachten<sup>49</sup>. Und darin lag für den *roi de gloire* ihr besonderer Reiz bzw. Nutzen. Denn anders als etwa zu Zeiten Franz I., des Unterlegenen, Gefangenen von Pavia, schloss die alles überbietende Glorifizierung Ludwigs XIV. aus, den »Größten aller Könige« der Gefahr einer persönlichen Niederlage auszusetzen; konkreter militärischer Erfolg wurde wichtiger als abstrakte ritterliche Haltung. »Der König, der die Franche Comté erobert«, »der König vor Namur«, »der König während des Rheinübergangs« – all dies war imaginierte Konnetablerie, die umgeschmolzen wurde in die verschiedenen Formen des ludovizianischen Herrscher- und Heldenkults: Reiterstatuen auf öffentlichen Plätzen, Deckengemälde in Versailles, Ölbilder und Stiche. Vereinigt war alles in einer Galerie des Pariser Hôtel royal des Invalides. Held war in diesem Verständnis im Grunde nur noch der Herrscher allein. Die übrigen Spieler auf dem Felde, und sei es der Grand Condé, der Sieger von Rocroi, waren nicht unbedingt »Pygmäen« – wie Wilhelm II. dies aus seiner Sicht für eine ihm ähnlich erscheinende Konstellation formulierte (er meinte damit bekanntlich u.a. Bismarck) –, aber doch bloße *reflets du soleil*, Reflexe der königlichen Sonne<sup>50</sup>. Condé musste seiner bis dahin gepflegten Selbсталlegorisierung als neuer Alexander seit den 1660er Jahren zugunsten des Königs entsagen. In den 1670er Jahren reichte der König Alexander dann nach Gebrauch wieder an ihn zurück. Sogar der Begriff wurde reserviert: *Héros, héroïque* sollte nur der König sein, alle anderen waren vielleicht noch *sublime*, erhaben<sup>51</sup>. Und *reflets du soleil* waren selbst noch die Türkensiege des Kaisers in Ungarn. Ludwig hatte sich zwar nicht daran beteiligt, aber er hatte darauf verzichtet, sie zu ver-

48 Ibid., S. 275–296; Gerrit WALTHER, Protest als schöne Geste, Gehorsam als »event«. Zur Formation des ludovizianischen Absolutismus aus dem Geist der Fronde, in: Lothar SCHILLING (Hg.), Absolutismus, ein unersetzliches Forschungskonzept? Eine deutsch-französische Bilanz, München 2008, S. 173–189.

49 CORNETTE, *Roi de guerre* (wie Anm. 12), S. 249–264.

50 Aussagekräftig für die Inszenierung Ludwigs XIV. sind die Devisen des *carrousel* von 1662, die (fast ausnahmslos) auf die »Sonne« – d.h. den König – bezogen waren. Siehe Stéphane CASTELLUCCIO, *Les carrousels en France du XVI<sup>e</sup> au XVII<sup>e</sup> siècle*, Paris 2002, S. 146–169. Vgl. Peter BURKE, *Ludwig XIV. Die Inszenierung des Sonnenkönigs*, Berlin 1993, S. 67–90. – John C.G. RÖHL, *Wilhelm II. Der Aufbau der Persönlichen Monarchie, 1888–1900*, München 2001, S. 943. Vgl. auch Michael A. OBST, *Einer nur ist Herr im Reiche. Kaiser Wilhelm II. als politischer Redner*, Paderborn 2010.

51 Mark BANNISTER, *Condé in Context. Ideological Change in Seventeenth-Century France*, Oxford 2000, S. 189–191; DERS., *Crescit ut aspicitur. Condé and the reinterpretation of heroism, 1650–1662*, in: Keith CAMERON (Hg.), *Ethics and Politics in Seventeenth-Century France. Essays in Honour of Derek A. Watts*, Exeter 1996, S. 119–128.

hindern, hatte seine eigenen »gerechten Forderungen« gegen den Kaiser zurückgestellt<sup>52</sup>.

Der König setzte sich in seinen Kampagnen durchaus der Gefahr aus, aber er suchte sie nicht um ihrer selbst willen. Unmittelbare Teilnahme am Kampf – für Franz I. selbstverständlich – galt nun als untunlich und auch als unschicklich. In einem Laufgraben oder vor der Flinte eines feindlichen Grenadiers hatte der Allerchristlichste König von Frankreich und Navarra nichts verloren<sup>53</sup>.

Die Grundlage der heroischen Inszenierung veränderte sich 1693, als im Alter von 55 Jahren der König seine kämpfenden Truppen für immer verließ. Zurück blieb das heroische Postulat. Als Kompensation, zur Gewährleistung virtueller Präsenz, stiftete der König den Ludwigsorden für militärische Verdienste. Dieser hatte dann allerdings nicht mehr viel von einer Bruderschaft, in der einer für alle und alle für einen stritten, sondern wurde zur bloßen Medaille<sup>54</sup>. Den Krieg führte der König fortan aus dem Versailler Kabinett. Seinen Ruhm – da er ihn selber definierte – beeinträchtigte das nicht. Und es bewahrte ihn vor den Niederlagen, die kamen. Die Ausstrahlung des *roi de guerre*, des Kriegsherrn allerdings, reduzierte es sehr wohl. Die virtuelle Präsenz Ludwigs auf dem Schlachtfeld und die virtuelle Gemeinschaft mit der Armee, die etwa der Ludwigsorden vermittelte, reichten nicht aus. Die unmittelbare Beziehung von König und Kämpfern lockerte sich auf lange Sicht empfindlich. Man hielt an der Fiktion eines Nahverhältnisses zwischen Lehnherr und Lehnsman fest, doch an die Stelle des *roi de guerre* trat die Kriegsbürokratie und als Bezugspunkt militärischer Loyalität trat neben den König die Nation. Ludwig XVI. mied militärisches Gepränge; als *roi de guerre* sah er sich und sah man ihn letztlich nicht oder doch zu wenig. Auch dies erklärt den Ausfall der bewaffneten Macht als Stütze des Thrones in der finalen Krise des Ancien Régime 1789<sup>55</sup>.

Das war keine geradlinige Entwicklung. In den 1740er Jahren begab Ludwig XV. sich mehrfach zu seinen Truppen auf den Schlachtfeldern des Österreichischen Erbfolgekrieges – nicht ohne kurzfristigen öffentlichen Erfolg. Doch um die Rolle des heroischen Königs dauerhaft und glaubwürdig zu füllen, um so das symbolische Kapital der Monarchie zu wahren, reichte schon dies nicht mehr aus<sup>56</sup>. Die Gründe dafür lassen sich in zwei Richtungen ausmachen: Zum einen in der direkten Konkurrenz mit anderen, rivalisierenden Herrschern bzw. Herrscherbildern. Schon zu Zeiten Ludwigs XIV. war es keine ideale Konstellation gewesen, dass auf der Gegenseite in Gestalt des Oraniers Wilhelms III. ein Monarch stand, der seine Heere tatsächlich selber anführte. Zum anderen veränderte sich die Einschätzung dessen, was

52 WREDE, Türkenkrieger, Türkensieger (wie Anm. 36), S. 159f.

53 CORNETTE, *Roi de guerre* (wie Anm. 12), S. 154f., 313.

54 WREDE, *Ohne Furcht und Tadel* (wie Anm. 16), S. 284–288.

55 Hierzu demnächst Martin WREDE, *Der Rock des Königs und des Königs Rock. Monarch, Hof und Militär in Frankreich nach Ludwig XIV.*, in: DERS., *Heroische Monarchie* (wie Anm. 9). Zur Armee vor und gegenüber der Revolution siehe allgemein Rafe BLAUFARB, *The French Army 1750–1820. Careers, Talent, Merit*, Manchester 2002, S. 12–81, sowie weiterhin Samuel F. SCOTT, *The Response of the Royal Army to the French Revolution. The Role and Development of the Line Army 1787–93*, Oxford 1978, S. 4–45; Émile G. LÉONARD, *L'armée et ses problèmes au XVIII<sup>e</sup> siècle*, Paris 1958, S. 178, 248, 284f.

56 Michel ANTOINE, *Louis XV*, Paris 1989, S. 384–387, 427–432; Bernard HOURS, *Louis XV. Un portrait*, Toulouse 2009, S. 554–559.

Heroismus ausmachte und die Wertschätzung, die man ihm bzw. die man den Helden entgegenbrachte – mit anderen Worten: Friedrich der Große setzte neue Maßstäbe königlichen Heldentums, und die Aufklärung veränderte den Rahmen des Heldentums überhaupt.

*Ich weiß von einem Offizier, der sich an Ort und Stelle befand, dass der König [...] während der ganzen Schlacht vor seinem [...] Battaillon stand, den linken Fuß zurückgezogen, das Schwert in der Hand und den Arm ausgestreckt, etwa in der Stellung, die die Fechtmeister annehmen, um die Quarte zu stoßen. Er gab Beweise von Tapferkeit, aber keine Schlachtfehle<sup>57</sup>.*

So charakterisierte Friedrich der Große das Verhalten und die Haltung seines Onkels, Georgs II. von England, in der Schlacht bei Dettingen, 1743. Boshafter ist ein Sieger wohl selten abqualifiziert worden. Militärisch war der Tag allerdings tatsächlich wenig nachhaltig, sein hauptsächliches Resultat wurde Händels »Dettinger Te-deum«. Politisch brachte der Sieg Georg II. immerhin eine bis dahin ungewohnte Popularität in England<sup>58</sup>. Auch vorher schon war es freilich so gewesen, dass die welfische Dynastie ihr recht geringes Sympathiepotenzial besonders dadurch hatte ausbauen können, dass ihre Repräsentanten darauf verwiesen, wie sie auf den Schlachtfeldern Europas auftraten bzw. aufgetreten seien. Dabei kam sogar noch einmal der religiöse Aspekt des christlichen Ritters zum Tragen, etwa wenn eine Jubelschrift auf Georg II. seine und seines Vaters Kämpfe gegen die zwei Feinde der Christenheit, Türken und Franzosen, hochleben ließ. Ins eigentliche Kampfgetümmel allerdings hatte sich auch die britische Majestät nur in ihrer hannoverschen Jugendzeit gestürzt. Als König verlegte Georg II. sich eher auf die – uns schon bekannte – Rolle des »Inspirators«. Er nahm eine heroische Haltung ein, so wie es Ludwig XIV. getan hatte und ohne dass er mit dieser Haltung unmittelbar etwas bewirkte oder konkrete Taten verband<sup>59</sup>. Nach Ansicht des preußischen Neffen genügte das nicht mehr. Und diese Ansicht setzte sich durch.

### Andere Helden – verändertes Heldentum

Ludwig XIV. hatte noch massiv davon profitiert, dass Wilhelm III. keinen Kult um die eigene Person aufkommen ließ oder gar betrieb. Ludwig XV. hingegen – und auch Georg II. – musste mit dem Schatten leben, den der preußische *roi connétable* warf. Ein Schatten, der dann gerade in der französischen Öffentlichkeit noch einmal planvoll verlängert wurde: Der offenkundigen Passivität und Indolenz des eigenen Monarchen ließ sich so das Bild eines Königs entgegenstellen, der Heroismus, Heldentum, glaubwürdig darstellte bzw. verkörperte – und der dies tat als professionel-

57 FRIEDRICH DER GROSSE, *Geschichte meiner Zeit*. Mit Illustrationen von Adolph von Menzel, München o.J., S. 212.

58 Mijndert BERTRAM, *Georg II. König und Kurfürst. Eine Biografie*, Göttingen 2004, S. 45–47, 142f.

59 Hannah SMITH, *Georgian Monarchy. Politics and Culture, 1714–1760*, Cambridge 2006, S. 26f., 106–108, 182–185.

ler Feldherr, der also nicht nur Haltung zeigte, sondern auch Fähigkeit, »Talent«<sup>60</sup>. Die Fähigkeit aber – bzw. die Fähigkeiten – machten den »Großen Mann«, den *grand homme*, der Aufklärung. Und Könige gehörten aus aufgeklärter Sicht nur noch in begründeten Ausnahmefällen in diese Kategorie – dann, wenn sie es sich »verdient« hatten<sup>61</sup>. Sehr deutlich machen dies die Grabmalsprojekte des mittleren 18. Jahrhunderts für Heinrich IV.: Der »gute König« sollte von Saint-Denis, der Nekropole der Könige, transferiert werden in ein eigenes Monument, umgeben mit Galerien nicht der Ahnen, sondern der gekrönten wie vor allem ungekrönten *hommes illustres*, der ausgezeichneten Männer, denen er, vor allen anderen, nun zugehören sollte<sup>62</sup>.

Aber ein *grand homme* der Aufklärung war auch eigentlich kein barocker *homme illustre* mehr. Der »Große Mann« konnte ohne Vorzüge der Geburt auskommen und sich selbst erheben. Und er musste diese Selbsterhebung keineswegs mehr zwangsläufig im heldischen Fach leisten. Bezeichnenderweise nahmen Ritterorden seit dem 18. Jahrhundert schließlich sogar Gelehrte auf. Allerdings waren es natürlich meist nachgeordnete Orden. Dennoch wären wohl Philipp der Gute oder auch Ludwig XIV. über solches Treiben mehr als erstaunt gewesen<sup>63</sup>.

Zugleich wurde das Heldentum kurzlebiger, schlaglichtartiger und vor allem »opferreicher«: Unter den noch heute durch Denkmäler und Straßennamen öffentlich präsenten Helden des Ancien Régime hat der Chevalier d’Assas seinen festen Platz<sup>64</sup>. D’Assas, einer der vergleichsweise wenigen französischen Militärhelden des 18. Jahrhunderts, hatte seinen Ruhm erworben in der Schlacht von Klosterkamp, 1760, durch einen exemplarischen Opfertod, mit dem er aber die Armee vor der drohenden Niederlage rettete<sup>65</sup>. Diese Konstellation sollte für die Neudefinition militärischen Heldentums bestimmend werden: Eine singuläre, solitäre Tat – ein heroisches, militärisches Ende. Dasjenige des Chevalier d’Assas behielt Ausstrahlung bis in die Dritte Republik, wahrscheinlich sogar darüber hinaus. Und solche Tat, solches Ende war fortan prinzipiell auch in Reichweite »Namenloser«, sogar Nichtadeliger. Eine *action d’éclat* konnte auch ein gemeiner Grenadier vollbringen. *Amour de la patrie* und *héroïsme citoyen* waren die Forderungen der Stunde<sup>66</sup>. André Corvisier hat ausdrücklich die *mort militaire*, den militärischen Tod des Chevalier d’Assas, der einer

60 Stephan SKALWEIT, Frankreich und Friedrich der Große. Der Aufstieg Preußens in der öffentlichen Meinung des »ancien régime«, Bonn 1952, S. 100; Edmond DZIEMBOWSKI, Un nouveau patriotisme français, 1750–1770. La France face à la puissance anglaise à l’époque de la guerre de Sept-Ans, Oxford 1998, S. 427–430; André ZYSBERG, La monarchie des Lumières, 1715–1786, Paris 2002, S. 256. Zur Rezeption Friedrichs in Frankreich siehe jetzt auch Bernd KLESMANN, Friedrich und Frankreich. Faszination und Skepsis, in: Friederisiko. Friedrich der Große. Die Ausstellung (Ausstellungskatalog), München 2012, S. 134–145.

61 David A. BELL, The Cult of the Nation in France. Inventing Nationalism, 1680–1800, Cambridge/Mass. 2003, S. 107–125; Jean-Claude BONNET, Naissance du Panthéon. Essai sur le culte des grands hommes, Paris 1998, S. 113–132, sowie allgemein Thomas W. GAEHTGENS, Gregor WEDKIND (Hg.), Le culte des grands hommes, 1750–1850, Paris 2009.

62 James A. LEITH, Space and Revolution. Projects for Monuments, Squares and Public Buildings in France, 1789–1799, Montréal u.a. 1991, S. 11, 14.

63 WREDE, Ohne Furcht und Tadel (wie Anm. 16), S. 232, 282–284.

64 Daniel MILO, Les noms des rues, in: Pierre NORA (Hg.), Les lieux de mémoire, Bd. 2, Paris 2003, S. 1887–1918, hier: S. 1902.

65 BELL, Cult (wie Anm. 61), S. 119.

66 Vgl. DZIEMBOWSKI, Patriotisme (wie Anm. 60), S. 389.

Logik des Dienstes und des Opfers folgte, der *mort guerrière*, gegenübergestellt, dem kriegerischen Tod, der in den eingangs genannten Fällen – Bayard, La Trémoille, La Palice, partiell auch noch Gustav Adolf – die logische Krönung einer langen kriegerischen Laufbahn war<sup>67</sup>. Der kriegerische Tod mochte – akzidentell – auch für einen Monarchen in Frage kommen, der militärische Tod, das Selbstopfer, sicher nicht. Der Monarch verkörperte ja die Sache, um die es ging, war für ihren Bestand unabdingbar – oder doch nur schwerlich ersetzbar. Sein Verlust gab potenziell den denkbar größten Gefahren Raum: Unsicherheit und Unordnung. Der Monarch konnte und durfte sich, seine »geheilte Person«, also vernünftigerweise gar nicht opfern. Erst die Generalstabsplaner in Spa sollten dies anders sehen. Aber da war die Leitidee der heroischen Monarchie offenkundig längst abgelöst von einer anderen, nämlich der der martialischen Nation<sup>68</sup>. Und der Monarch verkörperte deren Sache nicht mehr oder doch nicht mehr zwangsläufig: Für die martialische Nation war der heroische Monarch zwar hilfreich – dies zeigt das Beispiel König Alberts I. in Belgien, des *roi chevalier* oder auch *roi soldat*<sup>69</sup> – aber doch keineswegs unentbehrlich.

### Resümee

Für die gekrönten Ritter der Renaissance ging es darum, eine heroische Haltung einzunehmen. Sie kamen nicht umhin, darin auch persönliche Tapferkeit zu zeigen, aber sie mussten weder einzelne, punktuelle »Heldentaten« vollbringen noch sich als Feldherrngenies vor allen anderen »Kapitänen« profilieren. Und natürlich mussten, ja durften sie sich nicht für irgend etwas oder irgend jemanden »opfern«, es sei denn – akzidentell – für den wahren Glauben. Die imaginierte Konnetablerie Ludwigs XIV. entwickelte dieses Modell dann weiter. Der waffentechnische Fortschritt legte mehr Distanz zwischen den Monarchen und den Kampf, hob die Gefahr aber noch nicht auf. Der Monarch wurde als »Inspirator« und damit auch konkreter Urheber der Siege gefeiert, deren Ruhm nur ihm zu gehören schien. Es zeichneten sich damit freilich schon die Gefahren der Übertreibung ab und der Unglaubwürdigkeit bzw. Lächerlichkeit. Verhalten wurde darum bereits zu Lebzeiten des Sonnenkönigs gegensteuert, etwa bei Denkmalsprojekten<sup>70</sup>.

Die *rois connétables* der Frühen Neuzeit blieben Ausnahmeerscheinungen. Ihre Strahlkraft war erheblich, aber sie setzen nicht die Norm. Dabei ist es kein Zufall, dass *rois connétables* vorzugsweise im protestantischen Europa zu finden sind: unter Oraniern, Wasa und Hohenzollern. Einerseits, es gilt besonders für die Letzgenannten, war für die Legitimation dieser Monarchien das sakrale Moment doch ver-

67 CORVISIER, La mort (wie Anm. 14), S. 3.

68 Jörn LEONHARD, Bellizismus und Nation. Kriegsdeutung und Nationsbestimmung in Europa und den Vereinigten Staaten, 1750–1914, München 2008; Nikolaus BUSCHMANN, Einkreisung und Waffenbruderschaft. Die öffentliche Deutung von Krieg und Nation in Deutschland, 1850–1871, Göttingen 2003. Siehe auch Dieter LANGEWIESCHE, Georg SCHMIDT (Hg.), Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg, München 2000, hierin insbesondere die Beiträge von Horst Carl und Nikolaus Buschmann.

69 Laurence VAN YPERSELE, Le roi Albert. Histoire d'un mythe, Ottignies 1995.

70 Rochelle ZISKIN, The Place de Nos Conquêtes and the Unraveling of the Myth of Louis XIV, in: The Art Bulletin 76 (1994), S. 147–162.



gleichsweise deutlich zurückgetreten und Königtum nur möglich als eines der Tat, andererseits war gerade unter den Erstgenannten seit dem Ende des 16. Jahrhunderts der Monarch bzw. (im Falle der Oranier) der Ersatzmonarch als Führer im Kampf für den wahren Glauben hervorgetreten oder doch dazu stilisiert worden. In England spielte dieses rhetorische Element noch im 18. Jahrhundert eine Rolle. Im übrigen war natürlich in den Niederlanden, in Schweden wie in Preußen die Staatsbildung aufs Engste verknüpft mit militärischer Machtentfaltung und deren (quasi-)monarchischer Kontrolle<sup>71</sup>. Ausgerechnet die militärische Professionalisierung seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert verhinderte dann freilich die Fortschreibung des *roi connétable*-Modells. Friedrich der Große war dessen letzter (erfolgreicher) Vertreter, schon bei Gustav III. von Schweden oder aber bei Kaiser Joseph II. kam es an seine Grenzen. Die »Kriegswissenschaft« des 19. Jahrhunderts gab ihm dann keinen Raum mehr. Der »Landesvater« war als Rolle zugleich leichter zu beherrschen und besser zu »verkaufen«, war zugleich umfassender und glaubwürdiger. Darin hatte der heroisch-militärische Gestus des Monarchen durchaus weiterhin seinen Platz<sup>72</sup>. Er durfte aber einerseits nicht übertrieben, andererseits auch nicht offensichtlich dementiert werden. Wilhelm II. tat beides; in den 30 Jahren seiner Regierung verwechselte er stets Haltung mit Pose.

Die mehr oder weniger heroische Monarchie hätte auch dies zur Not überstanden, wäre sie denn als Legitimationsprinzip nicht längst abgelöst gewesen, und dies beiläufig nicht nur in Deutschland, von dem der martialischen Nation. Für allzu durchschaubare Militärschauspieler aber, also für offenkundige Fehlbesetzungen der Rolle des heroischen Monarchen, hatte die martialische Nation, hatte ihre Inszenierung und hatte auch das Fach des Heroischen keinen Platz mehr.

- 71 Michael SCHAICH, Introduction, in: DERS. (Hg.), *Monarchy and Religion. The Transformation of Royal Culture in Eighteenth-Century Europe*. Oxford 2007, S. 1–40, hier S. 6, 10, 36; Paul KLÉBER MONOD, *The Power of Kings. Monarchy and Religion in Europe, 1589–1715*, New Haven 1999, S. 48, 288–291. – Zur Vorbildfunktion des nahezu königsgleichen Hauses Oranien siehe Horst LADEMACHER (Hg.), *Onder den Oranje Boom. Textband: Dynastie in der Republik*, München 1999, hier insbesondere den Beitrag von Simon GROENVELD, *Beiderseits der Grenze*, *ibid.*, S. 139–156.
- 72 Zum Monarchen als nicht primär militärisch-heroisch definiertem Landesvater siehe pointiert ENGELS, *Königsbilder* (wie Anm. 43), S. 190–192 und 265, sowie Hubertus BÜSCHEL, *Untertanenliebe. Der Kult um deutsche Monarchen 1770–1830*, Göttingen 2006. Zum zugrundeliegenden Prozess der Neudefinition historischer Größe nicht allein durch Waffentaten siehe Thomas W. GAEHTGENS, Gregor WEDEKIND, *Le culte des grands hommes – du Panthéon au Walhalla*, in: DIES. (Hg.), *Le culte des grands hommes* (wie Anm. 61), S. 1–12.